Detroiter
# Abend-Post.

Entered at the Postoffice of Detroit as Second Class Matter.

Schriftliche Mitteilungen beliebe man zu adressieren:
Aug. Marzhausen, Abendpost-Gebäude
Office: Ecke Broadway und Ost-Grand-River Avenue (nahe Gratiot Avenue).

ALLIED PRINTING TRADES UNION LABEL COUNCIL DETROIT, MICH. 3

MEMBER OF THE ASSOCIATED PRESS
The Associated Press is exclusively entitled to the use for republication of all news dispatches credited to it or not otherwise credited in this paper and also the local news published herein.

### Der Zuckerfund in Buffalo.

**True translation filed with the postmaster at Detroit on October 29th as required by the act of October 6th.**

Agenten der Bundesregierung haben in einem Lagerhaus in Buffalo zehn Millionen Pfund Zucker entdeckt, die auf der Verpackung als Krustenmehl bezeichnet worden waren. Die den Zucker enthaltenden Pakete waren hinter einer Schirmwand von anderen Artikeln verborgen, während die Säcke selbst — oder doch wenigstens ein Teil von ihnen — mit Mehl bestreut waren. Der Zweck war augenscheinlich, den Zucker aus dem Markte fern zu halten, um einen künstlichen Mangel zu erzeugen und die Preise in die Höhe zu treiben. Zehn Millionen Pfund Zucker reichen zwar nicht weit, aber sie sind immerhin ein willkommener Zuwachs zu den erschöpften Vorräten. Andere verborgene Vorräte mögen ebenfalls an das Tageslicht gezogen werden, wie es denn auch keineswegs unwahrscheinlich ist, daß andere Nahrungsmittel gleichfalls im geheimen aufgespeichert wurden.

Niemand, der in dieser Zeit etwas tut, um dem Volke Arbeitsleistungen oder Waren vorzuenthalten, kann als dessen oder seiner Regierung Freund angesehen werden. Es ist Aller Pflicht, nach bestmöglichen Kräften zu produzieren und dann eine möglichst gerechte Verteilung herbeizuführen. Selbst unter den günstigsten Verhältnissen müssen Opfer gebracht und die größte Sparsamkeit angewandt werden. Aber es grenzt an das Verbrecherische, will man dem amerikanischen Volke durch monopolistische Winkelzüge Opfer aufzwingen, lediglich um einen künstlichen Mangel zu erzeugen.

Mit alten Geschäfts-Gepflogenheiten bricht man nicht so leicht. Es gibt Leute, die von dem Kriege erwarten, daß er ihnen eine Gelegenheit bietet, reich zu werden, wie sie solche nie zuvor hatten. Wir glauben, daß an diesem Kriege viel weniger verdient werden wird, als an denen, die diese Nation früher geführt hat. Im allgemeinen haben die Geschäftsleute einen sehr patriotischen Geist an den Tag gelegt, und sie arbeiten im großen und ganzen in wirksamer Weise mit der Regierung Hand in Hand. Aber es gibt auch Männer, die nicht imstande zu sein scheinen, der Versuchung, aus der Not des Volkes Kapital zu schlagen, zu widerstehen. Es handelt sich jetzt nicht nur darum, angemessene Preise herbeizuführen, sondern darauf zu achten, daß die Produktion auf dem Höhepunkt erhalten wird, und daß alle vorhandenen Vorräte verfügbar gemacht werden. In dieser Beziehung kann die Regierung viel tun. Aber auch dem Bürger fällt eine gewisse Verantwortung zu. Wenn alle ihre Pflicht tun, mag das Ende des Krieges auf einfachere Weise herbeigeführt werden. Opfer müssen von dem Volke hingenommen und als unvermeidlich gebracht werden. Aber man darf nicht von ihm verlangen, daß es der Bedrückung und Erpressung ausgesetzt wird.

### Die New Yorker Mayorswahl.

Wir haben schon früher auf die am 3. November in Groß New York stattfindende Mayorswahl hingewiesen, die diesmal ein außergewöhnliches Interesse erregt, weil zum ersten Male in einer solchen Wahl die Sozialisten eine bedeutende Rolle spielen werden. Vier Kandidaten bewerben sich um das Bürgermeisters-Amt; der jetzige Mayor Mitchell, der obwohl er die republikanische Nomination verlor, doch als sog. Fusions- oder unabhängiger Kandidat auftritt, der Republikaner Ex-Staatssenator Bennett, der Demokrat Richter Hylan und der Sozialist Morris Hillquit. Obwohl man in New York schon gleich nach der Nomination dieser vier Kandidaten zugab, daß die Sozialisten in der Wahl am 6. November ein großes Votum ziehen würden, dachte man doch bis kürzlich nicht daran, daß sie irgendwelche Aussichten auf einen Sieg haben und ihren Kandidaten erwählen könnten. Aber seit Kurzem scheint man dort dieser Meinung zu sein; die riesige Beteiligung, die alle sozialistischen Versammlungen in New York finden, hat offenbar diese Meinungsänderung hervorgerufen.

Wie gute Aussichten für die Sozialisten vorhanden sind, ihren Mayors-Kandidaten zu erwählen, kann man aus den Ansichten sowohl der republikanischen, demokratischen wie fusionistischen Kampagneleiter ersehen. Denn alle drei erklären übereinstimmend, daß es sich nur um den Sieg ihres Kandidaten oder des sozialistischen Kandidaten handeln könne, da die anderen Parteien nicht in Betracht kämen. So erklärte Herr E. R. Buckner, der Kampagneleiter der Mitchel-Fusion: „Die Hillquit-Stimmung steigt schnell. Hylan (der demokratische Kandidat) ist aus dem Kampf geschieden. Das Rennen wird jetzt nur noch zwischen Mitchel und Hillquit ausgefochten." Und Charles F. Murphy, der Tammany-Führer und Leiter der demokratischen Kampagne, erklärt: „Hillquit's Stärke überrascht mich nicht. Die beiden Matadore des Kampfes sind nur noch Hylan und Hillquit." Eine ähnliche Erklärung, daß entweder Bennett oder Hillquit der nächste Mayor von Groß New York sein würde, machte der Führer der republikanischen Bennett-Kampagne. Morris Hillquit, der sozialistische Kandidat selbst, ist der Meinung, daß weder Mitchel noch Bennett eine Spur von Aussicht haben. Er sagte: „Weder Bennett noch Mitchell können siegen. Der Kampf wird zwischen Hylan und mir ausgefochten."

Was den alten Parteien besonders viel Kopfschmerzen bereitet, ist nicht nur, daß so viele Leute, die bisher einer dieser beiden angehörten, offen erklären, daß sie für Hillquit stimmen wollen, sondern daß sie sich auch zu vielen Hunderten in die sozialistische Partei als Mitglieder aufnehmen lassen, um nicht zu sagen, zu Tausenden. Der Kandidat der Sozialisten selbst sagt darüber: „Unsere größte Arbeit ist die Aufnahme der vielen Republikaner und Demokraten, die sich im Hauptquartier und in die Distrikts-Quartiere drängen. Jeden Tag und jede Nacht strömen sie herbei und sagen uns ihre Unterstützung zu. Ihr Strom ist so stark, daß unsere Kampagne-Arbeiter kaum Zeit finden, ihre Routine-Arbeit zu erledigen. Jedes Zeichen deutet darauf hin, daß die großen Massen der Wähler zu der Einsicht gelangt sind, daß die alten Parteien und die alte Parteipolitik versagt haben. Jetzt wenden sie sich an die sozialistischen Kandidaten, um die verfehlten Methoden niederzuschlagen. Das sozialistische Votum in Buffalo ist um 500 Prozent gestiegen und wir erwarten hier eine gleiche Steigerung."

Hieraus ist ersichtlich, daß der sozialdemokratische Kandidat selbst hinsichtlich seiner Erwählung die größten Rosinen hegt. In Buffalo, wovon er spricht, ist das sozialistische Votum von mehreren hundert Stimmen bei einer kürzlich abgehaltenen Primärwahl auf über 14,000 gestiegen und war nur einige hundert Stimmen hinter dem demokratischen Kandidaten. Ob das sozialistische Votum in New York ebenso zunehmen wird, bleibt abzuwarten, aber wie alle Berichte von dort lauten, auch in den Zeitungen der alten Parteien dort, wird ein riesiges Anwachsen des Votums der Sozialisten zugegeben. Ja, wie aus den obenerwähnten Erklärungen der verschiedenen Parteiführer ersichtlich, liegt seine Erwählung sehr im Bereiche der Möglichkeit. Sollte diese Erwählung wirklich erfolgen, so würde das einen Eindruck hervorrufen, von dessen Umfang man sich noch keinen rechten Begriff machen kann. Einer der Hauptgründe für das gewaltige Anwachsen des sozialistischen Votums, das sich im ganzen Lande bemerkbar macht, ist in den hohen Lebensmittelpreisen zu suchen. Je höher diese werden, desto schneller wächst auch das Votum und die Stärke der Sozialisten an. Und zwar am meisten in den großen Städten, wo die Not unter der armen Bevölkerung immer am größten ist. Jedenfalls werden in der Zukunft, wie in fast allen Ländern Europa's, auch die Ver. Staaten mit dem Sozialisten-Votum und der Sozialistischen Partei zu rechnen haben. Die Bürgermeisterswahl in New York wird im ganzen Lande mit der allergrößten Spannung erwartet.

(Wbl.)

**Gewittersturm am 28. Oktober!** Nicht allein die Zeit ist aus den Fugen, sondern auch das Wetter.

**Vielleicht besteht einer** der Gründe für den geringen Erfolg, den Kanzler Michaelis bisher gehabt hat, darin, daß man unmögliches von ihm verlangt.

**Zu guterletzt scheinen** die Truthähne doch noch aufgewacht zu sein und sich der Pflicht zu erinnern, die sie am Danksagungstage zu erfüllen haben.

**Die Regierung hat den** Preis für Bohnen beschnitten. Aber „Pork and Beans" dürfte trotzdem noch ein Luxus bleiben, den sich nicht Jeder leisten kann.

**Heute ist es nicht so** leicht billige Fleischschnitte zu erlangen, als allgemein angenommen wird. Dafür erhält man aber Schnitte billigen Fleisches zu Höchstpreisen.

**Damenröcke sollen die**sen Winter noch kürzer getragen werden, wie jetzt und auch die Schuhe den. Da werden die Damen wohl Pelz-„Pulswärmer" um die — na, den Zwischenraum tragen müssen.

**Wenn wir alle Kohlen** hätten, die wir brauchen, wenn die Preise niedrig und das Wetter schön wären, würde es uns an einem mit Recht so beliebten Gesprächsstoff mangeln.

**„Jeder Kohlenhändler** im Lande muß Ordre parieren und die gesetzlichen Bestimmungen befolgen," verkündet die National-Verwaltung für Brennmaterial. Ob die Mahnung wohl viel helfen wird?

**Von großer Wichtigkeit** soll es sein, daß normale und festgelegte Geschäftsmethoden soweit als möglich aufrecht erhalten werden. Gut; aber ebenso wichtig ist es, daß die weit und breit herrschenden anomalen Geschäftsmethoden, mit deren Hilfe man ungewöhnlich schnell reich werden kann, unterdrückt werden.

### Aegyptischer Weizen bewährt sich.

Frank C. Evans, ein erfolgreicher junger Farmer in der Nähe von Cuba, Crawford County, Mo., hat nach mehrjährigen Versuchen mit ägyptischem Weizen dieses Jahr eine so großartige Ernte eingeheimst, daß sein Erfolg an den Staatssupervisor für Arbeitsausweise, A. T. Edmondson, berichtet wurde. Evans erhielt vor mehreren Jahren vom Ackerbau-Departement 8 Sandkörner ägyptischen Weizens, die er damals anpflanzte, um den vermehrten Samen im folgenden Jahr wieder zu säen. Dieses Jahr hatte er schon über 10 Acres mit ägyptischem Weizen bebaut und konnte eine Rekordernte verzeichnen. Ein Acre gewöhnlichen Bodens brachte ihm 100 Bushels und die besseren Acres durchschnittlich 114 Bushels. Aegyptischer Weizen wird ähnlich wie Mais in Reihen angebaut, blos in kleineren Abständen. Die Halme und Stengel desselben geben ein besseres Futter als Maisstengel, und Texas Farmer, die ägyptischen Weizen schon seit längerer Zeit anbauen, erklären, er gäbe ein viel weißeres Mehl als gewöhnlicher Weizen. Aegyptischer Weizen hat auch den Vorteil, daß er im Frühjahr gesät werden kann und somit einem Wintertod nicht ausgesetzt ist. Wenn ägyptischer Weizen zur Bereitung von Mehl vielleicht noch nicht so sehr in Nachfrage steht, so ist er jedenfalls als Geflügelfutter sehr begehrt und hat noch eine große Zukunft vor sich.

### Einteilung der Schießfertigen.

Gestern fand hier die Einteilung der Schießfertigen aus den Gemeinden Rheineck, St. Margrethen, Au und Diepoldsau statt. Ein Teil der Mannschaft wurde mit Wehr und Waffen ausgerüstet und dem Landsturmbataillon 75 zugeteilt. Durch diese Verstärkungen im ganzen Rayon des Bataillons wird die Schaffung einer fünften Kompagnie notwendig. Die dem Landsturm zugeteilte Mannschaft erhielt Gewehr, Bajonett, Ceinturon und Munitionstasche. Der Rest, der unbewaffnet blieb, steht dem Territorium zur Verfügung. Die Stimmung unter den Schießfertigen war eine sehr gute und alte wie junge Jahrgänge machten sich eine Ehre daraus, in die Armee eingereiht zu werden.

— Nach den Ermittelungen des landwirtschaftlichen Departements ist Kraut in diesem Jahre reichlich geraten. Beinahe dreimal so groß ist die Ernte als im vorigen Jahre. Ein besseres Kraut hätte gegen die Not gar nicht wachsen können.

## Herrn Heubleins Jugendsünden.

Von E. R. Jahn.

Zum erstenmal in einer bisher völlig wolkenlosen, dreijährigen Ehe drückte Herrn Josias Heubleins Gattin eine schwere Sorge.

Herr Heublein, der das Amt eines Steuereinnehmers verwaltete, war bisher das Muster eines zärtlichen, aufmerksamen und zufriedenen Ehemannes gewesen. Sein seit der Verheiratung sich mehr und mehr rundendes Aeußere hatte zur innigen Freude seiner braven Frau, nicht bloß dieser selbst, sondern auch ihrer Freundinnen, welche vordem zuweilen unzarte Anspielungen auf die große Schlankheit des Herrn Josias gemacht hatten, sein Behagen im heiligen Stand der Ehe unwiderlegbar bewiesen. An dieser seiner Vervollkommnung hatte freilich auch die unvergleichliche Kochkunst der Frau Hedwig Heublein ihren redlichen Anteil. Nun mußte die gute Frau mit stiller Betrübnis sehen, wie teilnahmslos er seit einiger Zeit die auserwähltesten Gerichte, die sie auf den Tisch brachte, behandelte. Nicht als ob der Steuereinnehmer die knusperigen Gänse und die duftenden Hasen verschmäht hätte! Im Gegenteil, er verschlang bei Tische ganz bedenkliche Gewichtsmengen von diesen Leckerbissen, aber anscheinend ohne Würdigung derselben, ohne die gewöhnlichen Worte der Anerkennung und des Lobes, und diese pietätlose Behandlung der ersten Kunstwerke rächte sich — das war der Frau bitterstes Leid — durch sichtbaren Verfall jener biederen Rundung des Körpers, die zuvor ihr Stolz gewesen war.

Vergeblich forschte Frau Heublein, anfangs als stille Beobachterin, später durch vorsichtig gestellte Fragen, nach der Ursache so großer Veränderungen, die bei einer allzu herzhaft angestellten Inquisition in dem nie zuvor gehörten und nicht für möglich gehaltenen Ausrufe: „Das sind meine Angelegenheiten! Kümmere dich gefälligst etwas mehr um die deinigen!"

Mit herzinniger Freude machte an dem Tage dieser Erklärung das Dienstmädchen, welches die Suppe aufgetragen hatte und sich verwunderte, daß weder Frau noch Herr Heublein sich im Speisezimmer einfanden, die Erfahrung, daß die Türe des Zimmers der Frau Heublein, ebenso wie die des Herrn Heublein von innen verriegelt war, und daß die Zimmerinsassen ihr in fast übereinstimmendem Wortlaute befahlen, der anderen Ehehälfte zu melden, daß „er", beziehungsweise „sie", einstweilen allein speisen möchte. — Der erste eheliche Konflikt war also bei Heubleins endlich ausgebrochen, und die Langweilerei hatte ein Ende! Die Befriedigung, die das Mädchen bei dieser Entdeckung empfand, steigerte sich, als es später an dem weiblichen Teile der Herrschaft rotgeweinte Augen bemerkte. Obwohl das Mädchen vermutlich aus Zartsinn, für gut fand, nur den Auftrag seiner Herrin, nicht aber den des Herrn zu vollziehen, das heißt, obwohl es nur das Nichterscheinen der Frau bei Tische dem anderen Teile angekündigt hatte, und trotzdem es alles aufbot, um die Spuren der Nichtteilnahme eines Familienmitgliedes am Mittagsmahle an letzterem zu verwischen, so blieb doch der Frau Heublein die Tatsache, daß ihr Mann ebenfalls dem Mahle fern geblieben war, nicht verhohlen, denn sie erfuhr dieselbe durch die Frau Bauinspektor Rauscher kurz vor dem Nachtessen bei Gelegenheit eines Besuches, den diese Dame abstattete.

Frau Rauscher pflegte ihre Besuche sonst am Vormittage nach den Markteinkäufen zu machen und besuchte regelmäßig zu dieser Tageszeit ihre sämtlichen Freundinnen der Reihe nach. Wenn sie am Nachmittag erschien, so hatte dieses stets die Bedeutung einer Kondolenzvisite, und wer die Gewohnheiten dieser eigenartigen Frau kannte und letztere am Nachmittag in ein Haus treten sah, der konnte mit Sicherheit annehmen, daß in dem Hause entweder die Mutter eines im Abiturientenexamen durchgefallenen Schülers, oder die Gattin eines soeben zur Disposition gestellten Majors, oder eine Braut, deren Verlobung wieder gelöst war, kurz dergleichen eines stillen Mitgefühls bedürftige Leute sich befanden. Der Personen, die über ein gleiches Maß von Teilnahme verfügen, wie Frau Rauscher, mag es noch viele geben; was jedoch die Genannte zu einer wirklich seltenen Erscheinung machte, war die Tatsache, daß sie die näheren Umstände des jeweiligen unglücklichen Ereignisses, das ihren Besuch veranlaßte, stets genauer kannte, als die davon Betroffenen. Eine derartige Sehergabe ist immer etwas Uebermenschliches, und gleich allen Personen, denen sie eigen ist, wurde Frau Rauscher von ihren Mitbürgern mit ehrerbietiger Scheu betrachtet.

Wer aber glaubt, daß Frau Rauscher nur mit Worten mildtätig war, der irrt sich! Sie war es auch in der Tat! Denn wenn irgendwo in einer bemerkenswerteren Familie ein Dienstbote vor dem üblichen Kündigungstermin entlassen war, versetzte Frau Rauscher nicht, sich der entlassenen Person hilfreich anzunehmen, und zwar meist so, daß sie diese in ihren eigenen Dienst nahm. Ihrer bereits erwähnten Sehergabe verdankte sie es, daß zur Zeit einer solchen Einstellung in den Dienst ihr bisheriges Mädchen gerade ausschied. So kam es, daß ihre ohnedies schon große Menschenkenntnis sich ins Außerordentliche und Phänomenale steigerte, daß sie sozusagen mit hundert Augen sah, und so kam es auch, daß das erste Gewitter in der Heubleinschen Ehe noch an demselben Tage, . . dem es stattgefunden hatte, zu ihrer Kenntnis kam, ja, daß seine Folgen, Herrn Heubleins Verbleiben vom Mittagsmahle, ihr früher bekannt wurden, als Frau Heublein selbst.

Obschon Frau Hedw. keine besondere Neigung zu Frau Rauscher, sondern eher das Gegenteil empfand, hatte sie doch Respekt vor der ungewöhnlichen Erfahrung und Lebensklugheit dieser Frau, und die Hoffnung, vielleicht von ihr Aufschluß über die auffallende Veränderung des Herrn Josias zu erhalten, bewirkte, daß sie die Kreuz- und Querfragen der kundigen Dame geduldig, wie die eines Arztes, ertrug, ihr sogar freiwillig ihren ganzen Kummer offenbarte.

Die Kardinalfrage der Frau Bauinspetor galt etwaigen früheren Herzensbeziehungen des Herrn Josias, vor seiner Verheiratung natürlich, und die arglose Frau Heublein bekannte errötend, daß ihr Gemahl allerdings als Junggeselle sich für ein junges Mädchen seines früheren Aufenthaltsortes interessiert hatte, für die Tochter eines Schreinermeisters, die noch lebte und ledig geblieben war. Das Bild dieser Dame, das sich in dem gemeinschaftlichen Photographiealbum des Heubleinschen Ehepaares befand, wurde natürlich von Frau Rauscher besichtigt. Wie schwerwiegend die gemeldete Eröffnung auch war, die Frau Bauinspektor nahm sie zunächst ebenso schweigend hin, als sie das Bild des immerhin hübschen Mädchens in das Album zurückschob. — Die Beraterin stellte nunmehr die zweite Frage: ob denn etwa in letzter Zeit auffallend viele Briefe aus einer und derselben Stadt eingetroffen seien. Die geängstigte Ehefrau wußte darauf keine Antwort zu geben; Frau Rauscher schlug daher eine Besichtigung des Papierkorbes im Zimmer des Herrn Heublein vor. Die Ausbeute war zweifelhaft; es fanden sich in dem Korb zwei geleerte Briefumschläge mit der Adresse des Herrn Heublein, mit dem Poststempel Berlin und der harmlosen Firma J. Henning, internationales Klischee-Geschäft. Frau Heublein wußte nicht, was das Wort Klischee bedeute; auch Frau Rauscher wußte es nicht, gab aber gerade deshalb die beruhigende Versicherung, daß in diesem Worte an sich nichts Verdächtiges enthalten sei.

Es fand sich in dem Papierkorb jedoch auch die zerrissene Quittung über die Kosten eines Inserates in der Vossischen Zeitung, anscheinend aus einem früheren Jahre herrührend. Frau Rauscher stutzte. „Was in aller Welt hat Ihr Mann in der Vossischen Zeitung zu inserieren? In einer Zeitung, die, soviel ich weiß, eine sehr beunruhigende Richtung verfolgt?"

Frau Heublein wußte nichts um das Inserat.

„Fragen Sie Ihren Mann!" sagte Frau Rauscher, machte ein vielsagendes Gesicht und verabschiedete sich mit der tröstlichen Versicherung, daß sie wiederkommen werde.

Als Herr Heublein am Abend zu Tische kam, zerstreuter und brummiger als je, wurde ihn. von seiner Gemahlin die Frage vorgelegt, welchen Leserkreis hauptsächlich die Vossische Zeitung habe. Obwohl der Einnehmer von dem plötzlichen Wissensdrange seiner Frau überrascht war, gab er doch kurze Antwort und bezeichnete die politische Richtung des Blattes. Es folgte die Frage, ob das genannte Blatt für dienstliche Veröffentlichungen von der Steuereinnehmerei benutzt werde, was Herr Josias, noch mehr verwundert über die Seltsamkeiten seiner Gattin, barsch verneinte.

„Würdest du mir dann sagen, welches Inserat du vor drei Jahren der Vossischen Zeitung übergeben hast?"

Herr Heublein erblaßte, dann errötete er, und als ihm das Corpus delicti in Gestalt der Insertionsquittung vorgehalten wurde, versicherte er mit frecher Stirne, er wisse nicht, wie der Zettel in seinen Papierkorb gekommen sei. Nach dieser offenbaren Lüge aber zeigte sich seine Eßlust plötzlich geschwunden, und er zog sich gegen seine Gewohnheit sofort auf seine Stube zurück.

Am nächsten Morgen brachte Frau Rauscher bereits eine neue eigentümliche Nachricht. Herr Heublein — so versicherte die kundige Frau mit Bestimmtheit — hatte vor drei Tagen eine riesige schwere Kiste von der Bahn erhalten.

Die leere, sehr große Kiste fand sich auf dem Speicher; als Aufgabeort war auf ihr Berlin bezeichnet.

Wohin war ihr Inhalt gekommen? Was sollte diese Verheimlichung? Als Frau Heublein nachdachte, so ergab sich, daß gerade zur Zeit der Ankunft der Kiste die Zerstreutheit und schlechte Laune ihres Mannes am großen gewesen war.

Nach der Bedeutung dieser Kiste gefragt, geriet der Einnehmer in nicht geringe Verwirrung. Es war abermals bei Tische, als die verhängnisvolle Frage fiel. Der Bissen blieb Herrn Josias förmlich im Halse stecken, und als sich endlich das Sprachvermögen wieder einstellte, verbat sich der Erregte fluchend jede Einmischung seiner Frau in seine Angelegenheiten, wie er es nannte.

Seine Zurückhaltung und sein scheues Wesen wurden in der nächsten Zeit noch größer; wenn er den Mund zum Sprechen öffnete, so tönten aus ihm Verwünschungen der ganzen Menschheit, die er als reif zum Untergange bezeichnete. Die Angabe eines Grundes für dieses harte Urteil blieb er schuldig.

Und von Tag zu Tag häuften sich die Umstände, welche verrieten, daß in Josias Heubleins Brust ein schweres Geheimnis ruhte. In seiner Ueberzichertasche fand sich ein Posteinzahlungsschein über die erschreckliche Summe von 500 Mark. Adressat war abermals jener rätselhafte J. Henning, der sich auf seinen Briefumschlägen als Inhaber eines Klischee-Geschäftes bezeichnet hatte! Was gibt es doch für seltsame Geschäfte!

Den ganzen Abend vor dem Tage, welchen der Schein als Einzahlungsdatum nannte, hatte Josias eingeschlossen in seinem Zimmer zugebracht, und in der Nacht hatte seine Gattin ihn schwer seufzen und ächzen gehört.

Das Rätselhafte aber kam noch! Eines Tages hatte der Einnehmer das Haus verlassen, und Frau Hedwig sich in ihr Zimmer begeben, um daselbst die Möbel abzustäuben, als Heublein atemlos und mit gerötetem Gesichte die Treppe herauf und wieder in das Zimmer stürmte, den Schlüssel von einem unbenutzten, geräumigen Wandschranke riß und mit dem Schlüssel wieder davon rannte.

Was barg dieser Schrank, der seit Jahren leer gestanden hatte und von früheren Mietern zur Aufstellung eines Bettes und als Schlafkabinett benutzt worden war? Befand sich vielleicht in ihm der Grund all der Erscheinungen, die der Frau Heublein so viel Sorge bereiteten — der Zerstreutheit, Abmagerung, Schlaflosigkeit, Kälte und Lieblosigkeit des Mannes?

Weinend saß die arme Frau vor der düstern Wand, in die der Schrank eingefügt war, als Frau Rauscher erschien. Der forschenden Besucherin verheimlichte die Arme in diesem Augenblicke höchster Angst und Fassungslosigkeit nicht ihre Vermutung, daß der Inhalt des Schrankes über manches Wissenswerte Aufschluß geben könnte, und unterließ nicht, das sonderbare Benehmen ihres Mannes dem Schranke gegenüber zu schildern.

Frau Rauscher kniete am Boden nieder und entdeckte mit ihren scharfen Augen ein Eckchen eines Papieres, das zwischen der Diele und einem der Türflügel des Schrankes hervorsah. Mit Hilfe einer Stricknadel gelang es ihr, das Blatt flott zu machen und hervorzuziehen.

Der größere Teil des Fundes war durch die Gewaltsamkeit ihrer Bemühungen leider zu Verlust gegangen. Ein aus der Diele hervorspringender Nagelkopf hatte überdies einzelne Stellen aus der Mitte des auf dem Papier befindlichen Textes herausgerissen. Was noch von letzterem erhalten war, lautete in der Verstümmelung also:

„— — — Ihre schönen — — — kinder, trotz ihrer vortrefflichen Ausstattung, nicht absetzen, und muß ich Sie nunmehr dringend bitten, meine Bemühungen — — — — — + — — — sehr wohl lebensfähig — — — in Eilgutkiste wohlverpackt zurück."

Kein Zweifel, das dritte Wort hieß Kinder! Und dabei war Herrn Heubleins Ehe kinderlos!

Frau Rauscher hatte das Blatt zuerst gelesen. „Ich ahnte es!" sagte sie dumpf und reichte das Schriftstück der Frau Heublein. Dann stürzte sie aus dem Zimmer, die gereinigte Frau allein lassend.

Mit einem Schlossergesellen kehrte sie zurück, der einen Bund Dietriche mit sich führte. „Wir wollen den Schrank öffnen lassen."

Aber Frau Hedwig war nicht gesinnt, dieses Unternehmen zu dulden. Ihre Augen glühten, wie die einer gereizten Löwin. Sie war völlig verwandelt; aus einer Verzweifelten war eine Entschlossene geworden. Sie befahl mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung dem Schlosserjüngling, sich zu entfernen.

„Wie unverständig!" rief Frau Rauscher. „Lassen Sie einen Rechtsanwalt kommen! In diesem Schrank findet sich, verlassen Sie sich darauf, die Rechtsgrundlage zu einer Scheidungsklage. Ich will mich morgen in eine Blödenanstalt aufnehmen lassen, wenn ich mich täusche."

„Gehen Sie!" sprach Frau Heublein, „und wenn Sie nicht schweigen, sind Sie des Todes!" Dann sank sie vor dem Schranke halb ohnmächtig nieder. Als sie sich wieder erhob, preßte sie das Ohr an seine Ritzen und lauschte. Aber es war still in dem Schranke wie in einem Grabe.

Herr Heublein war an diesem Tage zum erstenmal wieder in das „Schwarze Lamm" gegangen, um ein Glas Bier zu trinken. Mit Erstaunen nahm er wahr, daß seine Bekannten dort ganz außergewöhnlich zahlreich versammelt waren, daß aber gerade diejenigen unter ihnen, die er für seine besten Freunde gehalten hatte, sich mit einer deutlichen Scheu von ihm fern hielten, andere ihn gleichsam als Luft behandelten, weniger Befreundete endlich allerlei sonderbare Anspielungen auf eine nahe bevorstehende Vermehrung seiner Familie machten, ja, daß er heute durchaus nicht verstand, wovon gesprochen wurde. Da er hierbei viele Augen hämisch auf sich gerichtet sah und ein eigentümliches Ellenbogenanstoßen, Flüstern und Zischeln unter den Gästen bemerkte, entfernte er sich bald wieder, im Zweifel darüber, ob er selbst oder die ganze Welt verrückt geworden wäre.

In seiner Wohnung empfing ihn eine Frau, völlig zum Ausgehen angekleidet, trotz der vorgerückten Stunde. Sie ergriff seinen Arm und führte ihn vor den ungeheuren Schrank. „Oeffne diesen Raum!" befahl sie mit heiserer Stimme.

„Aber Hedwig," entgegnete er, „warum? Und weshalb hast du den Hut auf dem Kopfe?"

„Warum, Ungeheuer?" rief sie. „In diesem Schranke steht deine und meine Schande, deine Treulosigkeit, vielleicht dein Verbrechen!"

„Aber Hedwig, von ein paar harmlosen Jugendsünden so starke Ausdrücke zu gebrauchen!"

„Ein Paar?" schrie die Entsetzte. „Ein Paar? Sind sie selbst darin?"

Josias nickte resigniert.

Seine Frau überlief ein Schauer. Kein Zweifel, er war wahnsinnig!

„Oeffne, Unglücklicher, denn das bist du, und Gott gebe, daß du sie nicht gemordet hast!"

„Bewahre, ne," sagte Heublein. „Man kann sie ja noch zum Kaffeekochen und Putzen gebrauchen! Schade um die schöne Ausstattung!"

Er öffnete den Schrank.

In diesem standen und lagen ungeheure Ballen teils gebundener, teils bloß geheftete Druckschriften. Eines der Bücher war vor die Füße der Frau Heublein gefallen. Sie hob es auf und las auf dem Einband:

Aprilkinder. Lyrische Dichtungen von Josias Heublein.
Verlag von J. Henning in Berlin.

„Eintausend Aprilkinder! Gott, der Herr, hat sie gezählet, daß ihm auch nicht eines fehlet!" sagte Herr Josias. „Das sind meine Jugendsünden, und mich deucht, ich hätte sie redlich gebüßt."

Herr Heublein war ein heimlicher Dichter gewesen, hatte in der „Vossischen Zeitung" einen Verleger gesucht und einen solchen auch in einem unternehmenden und vielseitig tätigen Manne gefunden. Dieser, ich in diesem Falle „Verleger" nennend, hatte sich für die Fertigstellung der „Aprilkinder", wie der Dichter seine Erzeugnisse getauft hatte, zunächst eine respektable Summe im voraus, und für das, was er selbst „Vertrieb" nannte, eine nicht minder respektable nach Verlauf dreier Jahre zahlen lassen, während welcher er sie mit wirklich rührender Sorgfalt vor Motten, Schimmel und allen übrigen Konsumenten gehütet hatte.

Bis zu Tränen gerührt fiel Frau Hedwig ihrem Dichtergatten um den Hals und bat um Verzeihung.

In diesem Augenblicke trat Frau Rauscher herein. Sie hatte an der Türe gelauscht, aber begreiflicherweise nicht alles verstanden; als sie Frau Hedwig schluchzen hörte, drang sie rücksichtslos ein.

Als Belohnung für ihre große Teilnahme erhielt sie ein Exemplar der Aprilkinder, doch nahm man ihr das Versprechen ab, daß sie gegen jedermann über das Vorhandensein dieser Poesie schweigen werde.

Die Folge dieses Versprechens war, daß die Buchhändler des Städtchens durch unablässige Fragen des Publikums nach Aprilkindern bestürmt wurden und sich endlich veranlaßt sahen, Herrn Heublein die ganze Auflage um schweres Geld abzukaufen.

Was den Reklamen des „internationalen Klischeefabrikanten und Verlegers" J. Henning in Berlin in drei Jahren nicht gelungen war, brachte Frau Rauscher in kürzerer Zeit zustande. In vier Wochen waren sämtliche Aprilkinder vergriffen und an den Mann gebracht.

Dem Heubleinschen Ehepaar aber brachte der Storch bald wirkliche Aprilkinder, nämlich muntere Zwillinge. Trotzdem hat Herr Josias dort nie mehr gedichtet.

## Späne.

**Keine Tyrannei** ist für den Augenblick so drückend, wie die tyrannische Herrschaft einer Mehrzahl über die Minderzahl.

**Das einzige**, auf den Hawaii-Inseln bekannte Säugetier ist eine, zu einer amerikanischen Gattung gehörende Fledermaus.

**Handle so**, daß die Maximen deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten können.

**Das berühmte** Heidelberger Faß mißt 23 Fuß im Durchmesser und über 33 Fuß in der Länge. Es hält 236,000 Flaschen.

**Die Kunst** kann niemand fördern als der Meister. Gönner fördern den Künstler; aber dadurch wird nicht immer die Kunst gefördert.